

**Oldenburger Universitätsreden**

**Nr. 39**

**Christoph Prignitz**

**Friedrich Hölderlin -  
Ideal und Wirklichkeit  
in seiner Lyrik**



**Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg  
1990**

## VORWORT

Hölderlin - Hauslehrer, Dichter, Übersetzer, schließlich auch Homburger Hofbibliothekar -, Generationen bekannt als Diotima-Verehrer, der in geistiger Umnachtung starb, steht weiterhin im Interesse der Forschung zur klassischen deutschen Dichtung.

Der politische Aspekt seines Werkes, von der Französischen Revolution geprägt, ist Gegenstand der vorliegenden Analyse. Ein immer noch zu wenig bekannter Aspekt, dem sich der Verfasser seit Mitte der 70er Jahre in vielen Publikationen gewidmet hat.

Die Ansprache, am 18. Januar 1990 an der Universität Oldenburg gehalten, gibt einen Überblick über die lyrische Entwicklung Hölderlins. Sie geht vor allem auf die Frage ein, wie der Dichter die Wirklichkeit seiner Zeit bewältigte.

Oldenburg, im März 1990

Hermann Havekost



*Friedrich Hölderlin.*

## CHRISTOPH PRIGNITZ

### *Friedrich Hölderlin. Ideal und Wirklichkeit in seiner Lyrik*

Ziel dieses Vortrags ist es, einen Überblick über das lyrische Schaffen Friedrich Hölderlins zu geben. Dabei soll ein Aspekt im Mittelpunkt stehen: das Verhältnis von Wirklichkeit und Ideal. Mit Wirklichkeit ist nicht die geographische, landschaftliche Realität gemeint, die so intensiv in Hölderlins Dichtung eingegangen ist, daß Martin Walser sich in einem wunderbaren Essay erinnerte, wie er einst "-komisch vor Ernst - auf alle möglichen kleinen Hügel lief und seine (Hölderlins, C.P.) Gedichte wie einen Reiseführer benützte, um die Landschaft am Bodensee kennenzulernen"<sup>1</sup>. Wirklichkeit wird hier vielmehr verstanden im Sinne der gesellschaftlichen Erfahrungen Hölderlins und im Sinne der historischen Entwicklungen, die er, tiefen Anteil nehmend, verfolgte. Von früh an maß Hölderlin diese Realität an der Reinheit, die in seinem Werk "als Grundcharakter der Aussagen überhaupt"<sup>2</sup> erscheint, und an ihr nahestehenden Idealen. Die Wirklichkeit befindet sich bei Hölderlin aber zunehmend in einem Spannungsverhältnis zu diesen Idealen. Die Erkenntnis und die Bewältigung dieses Spannungsverhältnisses prägen den Weg des Dichters zu den großen Hymnen der Spätzeit, was nun an einigen Beispielen verdeutlicht werden soll.

- 
- 1 Martin Walser: Friedrich Hölderlin. Eine Entdeckung auf dem Dachboden, in: Triffst du nur das Zauberwort. Stimmen von heute zur deutschen Lyrik, hrsg. v. Jürgen Petersen, Frankfurt a.M., Berlin 1961, S. 58-67, hier S. 62.
  - 2 Detlev Lüders: Das Wesen der Reinheit bei Hölderlin, Diss., Hamburg 1956 (Masch.), S. 26.

Die frühesten Gedichte Hölderlins entstanden während seiner Jahre in den Klosterschulen Denkendorf (1784 - 1786) und Maulbronn (1786 - 1788). Am Ende der Maulbronner Zeit sammelte er seine Werke in einer Reinschrift, dem sogenannten "Maulbronner Quartheft". Noch die Gedichte, die er am Beginn des Aufenthalts in Tübingen schrieb, sind Hölderlins frühesten Versuchen ähnlich; ein deutlicher Neuansatz gelang erst in den "Tübinger Hymnen". Am Anfang seines lyrischen Schaffens wechselte Hölderlin zwischen verschiedenen Formen: Acht- und vierzeilige Reimstrophen, Hexameter und Formen, die an das Kirchenlied anklingen, stehen neben antikisierenden Maßen und freien Rhythmen. Hölderlin nahm die Dichtung der Empfindsamkeit, des Sturm und Drangs sowie des Göttinger Hainbunds auf, es finden sich ossianische Töne. Vorbilder waren Hölderlin Dichter wie Friedrich Leopold von Stolberg und schon damals Klopstock und Schiller, von denen noch öfter die Rede sein wird. Vor allem aber war Hölderlin zunächst von in Württemberg lebenden Literaten beeinflusst. Eine wichtige Persönlichkeit war hier Gotthold Friedrich Stäudlin als Herausgeber von Almanachen. Mit ihm kam Hölderlin in den Osterferien 1789 in Kontakt, eine herzliche Beziehung entwickelte sich; der Dichter Hölderlin stellte sich dann erstmals dem Publikum in Stäudlins "Musenalmanach fürs Jahr 1792" vor. Wie viele Württemberger verehrte Hölderlin auch den Publizisten Christian Friedrich Daniel Schubart, den Gefangenen des Herzogs Carl Eugen, dessen antityrannische und vaterländische Lyrik er bewunderte.

In den ersten Gedichten Hölderlins ist die Kritik an der sündigen, verdorbenen Welt bestimmend. Hölderlin ist hier von der christlich-pietistischen Tradition beeinflusst, immer wieder findet sich das Bild des gefallenen Menschen, der nur durch die Gnade Gottes aus seiner Not erlöst werden kann. Das im

---

November 1784 entstandene Gedicht "M.G."<sup>3</sup> spricht die Absage an die Welt deutlich aus: "Herr! was bist du, was Menschenkinder? / Jehova du, wir schwache Sünder". Diese Sicht der Welt bedeutet zugleich, daß alle Hoffnung auf eine bessere Existenz im Jenseits gerichtet ist, erreichbar nur durch göttliche Gnade. Der Tod stellt sich als der einzige Ausweg dar, was Hölderlin am Schluß des Ende 1785 entstandenen Gedichts "Das menschliche Leben"<sup>4</sup> ausführt. Wer eine solche Einstellung vertritt, muß das gesellschaftliche Dasein abwerten. Hölderlin geht es - etwa in dem Gedicht "Die Nacht"<sup>5</sup> darum, der "eitlen Welt" die "Tugend" gegenüberzustellen. Der Blick richtet sich auf die private Sphäre, in der allein der Dichter sein Tugendideal bestätigt sieht; nur im Kreis der Freunde und in der Familie findet er Menschen, die ihre Unverdorbenheit bewahrt haben.<sup>6</sup>

Ein erster Einschnitt in Hölderlins Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit ist das 1787 entstandene Gedicht "Auf einer Haide geschrieben"<sup>7</sup>. Die Kritik richtet sich hier nicht mehr pauschal gegen die sündige Welt, sie richtet sich jetzt gegen

---

3 Hölderlin: Sämtliche Werke (Große Stuttgarter Ausgabe, StA), hrsg. v. Friedrich Beißner und Adolf Beck, Bd. 1-8, Stuttgart 1943-1985, hier Bd. 1,1, S.2. Vgl. auch "Das Erinnern", StA Bd. 1,1, S. 8. Alle Hölderlin-Zitate wurden der StA entnommen, die originale Schreibweise wurde beibehalten. - Eine gute Einführung in alle Forschungsfragen zu Hölderlin gibt Stephan Wackwitz: Friedrich Hölderlin, Stuttgart 1985, dessen Ausführungen zur Lyrik für manche Stellen des Vortrags herangezogen wurden.

4 StA Bd. 1,1, S. 13f.

5 StA Bd. 1,1, S. 3f.; entstanden im November 1785.

6 In dem wahrscheinlich an den Jugendfreund Bilfinger gerichteten Gedicht "An M.B." (StA 1,1, S. 5, entstanden im November 1785) stellt Hölderlin den Freund in Distanz zu den "tollen Thoren" der Welt dar. Das umfangreiche Gedicht "Die Meinige" (StA Bd. 1,1, S.15-20, entstanden 1786) ist dagegen an die Familie gerichtet und zeigt jedes Familienmitglied in seiner Umwelt.

7 StA Bd. 1,1, S. 29f.

eine gesellschaftliche Gruppe, gegen die "Höflinge", und die Sphäre der "Riesenspalläste". Den "Höflingen" stehen "edle Greise und Männer, und edle Jünglinge" gegenüber, die in einem natürlichen Lebensraum, der "Haide", verbunden durch "Freundschaft", miteinander leben. Damit nicht genug: Zum erstenmal wird hier die Gegenwart des Dichters mit einer besseren Vergangenheit verglichen, Hölderlin ersehnt sich die Wiederbelegung "des ächten germanischen Mannsins".<sup>8</sup> Deutlich klingen hier Vorbilder an, von denen schon die Rede war. In dem antihöfischen Pathos und in der Hinwendung zur nationalen Vergangenheit ist der Einfluß Klopstocks und des Göttinger Bundes, des Sturm und Drangs, auch des Württembergers Schubart zu spüren.

Fortan verschärft sich die Kritik Hölderlins an der bestehenden politisch-gesellschaftlichen Ordnung. 1788 wendet er sich in dem Gedicht "Die Ehrsucht"<sup>9</sup> gegen "kleinre Wütriche", die "ihr armes Land" schänden, und gegen die "Pfaffen" und "Nonnenchöre", die im Widerspruch zum Zeitgeist stehen. Das im gleichen Jahr entstandene Gedicht "Die Demuth"<sup>10</sup> ruft die "Schwabensöhne" auf, die sich in einer unfreien Zeit ihre innere Freiheit und "Demuth" bewahrt haben, einen "Bund" untereinander zu bilden und sich gemeinsam den negativen Zügen ihrer Gegenwart zu widersetzen.

Hintergrund und Ursache der kritischen Einstellung, die Hölderlin seiner Umwelt gegenüber entwickelte, ist sein Aufenthalt in den theologischen Bildungsanstalten Württembergs, den Klosterschulen und dem Tübinger Stift. Hölderlin machte sich die von anderen sogar öffentlich geäußerte Kritik zu eigen, er distanzierte sich und lehnte zunehmend auch die mit der geistlichen eng verbundene staatliche

---

8 Vgl. auch "Die Tek", StA Bd. 1,1, S. 55-57, 1788 entstanden.

9 StA Bd. 1,1, S. 38.

10 StA Bd. 1,1, S. 40f.

Ordnung ab. So wuchs Hölderlin mit dem freiheitlichen Pathos seiner Lyrik früh in das Denken der bürgerlichen Intelligenz hinein, die sich mit den bestehenden Strukturen kritisch auseinandersetzte. - Hölderlin faßte die Ideale, an denen er die Wirklichkeit maß und verwarf, in dem Gedicht "Männerjubiläum"<sup>11</sup>, das 1788 entstand, zusammen. Im Zeichen von "Gerechtigkeit", "Freiheit" und "Liebe des Vaterlands" will er sich den herrschenden Mächten seiner Zeit entgegenstellen:

"Es glimmt in uns ein Funke der Göttlichen;  
 Und diesen Funken soll aus der Männerbrust  
 Der Hölle Macht uns nicht entreißen!  
 Hört es, Despotengerichte, hört es!"

\*

Hölderlins frühe Hymnen sind sein erster relativ geschlossener Werkkomplex. Ihr formales Kennzeichen ist die aus Schillers Ideenhymnik übernommene hymnische Reimstrophe mit zumeist acht jambischen oder trochäischen Versen im Reimschema ABAB. Diese Form findet sich auch schon in den frühesten Gedichten, andererseits schrieb Hölderlin noch in der Frankfurter Zeit einzelne Reimhymnen. Die größte Zahl der frühen hymnischen Gedichte entstand jedoch während der Studienzeit Hölderlins im Tübinger Stift (1788 - 1793, "Tübinger Hymnen").

Ihren Ursprung hat die Hymne in der antiken griechischen Literatur: Hymnisch besang und pries man bei Kultfesten einen Gott oder einen Helden. Im christlichen Mittelalter war die Hymne Lobgesang Gottes, auch häufig Maria gewidmet. Hymnen wurden dann in der Renaissance und im Barock gedichtet, noch im 18. Jahrhundert existierte die Hymne als lyrische Gattung mit religiösem Gehalt fort. Es traten nun aber auch andere Inhalte in den Vordergrund. In

---

11 StA Bd. 1,1, S. 67f.



---

Schillers Ideenhymnen stehen nicht mehr der christliche Gott und die entsprechenden Wertvorstellungen im Mittelpunkt. Wichtig werden nun geschichtsphilosophische und ästhetische Ideale.

Ideale beschwört auch Hölderlin in seinen Hymnen. Sein geistiger Hintergrund ist dabei die Vereinigungsphilosophie, die sich aus der platonischen bzw. neuplatonischen Überlieferung herleitet und im 18. Jahrhundert eine Wiedergeburt erlebte; Jacobi, Herder und Schiller sind in diesem Zusammenhang zu nennen. Wesentlich erscheint hier die Einheit aller Lebewesen. Auch der Mensch soll sich mit dem, was ihn umgibt, vereinigen, allerdings ohne seine Individuation aufzulösen. Dabei soll die Harmonie "Liebe und Selbstheit", so der Titel einer Schrift von Herder, verbinden. Als Zeichen dieser Harmonie stehen in Hölderlins Tübinger Hymnen Ideale wie Schönheit, Freiheit, Freundschaft, Liebe und Kühnheit im Mittelpunkt.

Hölderlin sieht es als seine Aufgabe, diese Ideale dichterisch darzustellen, es erhebt sich für ihn darüber hinaus die Frage, wie sie historisch realisiert werden können. In diesem Zusammenhang projiziert Hölderlin seine idealen Vorstellungen auf die Französische Revolution. In den Hymnen führt er dem Leser das Werden einer besseren Form der menschlichen Gemeinschaft vor Augen, hier bringt er sein optimistisches Verständnis der Welt lyrisch zur Sprache.

Die Revolutionsbegeisterung gewinnt bei Hölderlin also vor allem künstlerische Form, näher als die unmittelbar politische Tat steht ihm das Wirken durch das dichterische Wort. Das zeigt die "Hymne an die Muse"<sup>12</sup>, die Ende 1790 / Anfang 1791 geschrieben wurde. Die Anfangsstrophen rufen die Muse, die "Königin der Geister", als Macht an, die es dem Künstler ermöglicht, sich über den "Erdetand" zu erheben, sie

---

12 StA Bd. 1,1, S. 135-138.

allein verleiht den "geflügelten Aeonen" Dauer, bewältigt das Werden im Bewußtsein. Nachdem Hölderlin in den folgenden Strophen die Aufgaben und Wirkungen der Muse beschrieben hat, stellt er eine direkte Verbindung zwischen den Idealen der revolutionären Epoche und der Kunst her. Die "frohe Schaar" der Künstler wird in seinen Augen von der "Pieride", der Muse, zu "königlichen Thaten" entflammt; im Gegensatz zu den "Miethlingen", den Anhängern der alten Ordnung, ist das Leben aller kunstbegeisterten Menschen von "Muth und That" bestimmt. Die Kunst tritt gegen den "ergrauten Wahn" auf, sie weiß sich dem Neuen verpflichtet. In den Schlußzeilen führt Hölderlin dann aus, daß die Kunst die Menschen dazu begeistert, der "reinen Liebe" zu folgen und für "Freund und Vaterland" dazusein und zu sterben. Damit stellt Hölderlin seine Dichtkunst in den Dienst von Idealen, die ganz eng mit dem revolutionären Aufbruch seiner Zeit verbunden sind.

Es lassen sich nun innerhalb der Tübinger Hymnen zwei Gruppen erkennen, die sich durch ihre Auffassung vom geschichtlichen Werden, vom revolutionären Prozeß unterscheiden. In der ersten Zeit nach 1789 ist Hölderlin davon überzeugt, das Geschehen seiner Epoche werde vom Prinzip der Harmonie entscheidend geprägt. Harmonie ist für ihn eine in der Gegenwart unmittelbar wirksame Macht: Die revolutionären Vorgänge scheinen Hölderlin nicht aus dem Zusammenhang des organischen geschichtlichen Werdens herauszufallen, sondern ganz selbstverständlich konstitutiver Bestandteil dieses Werdens zu sein. Vor allem die "Hymne an die Göttin der Harmonie"<sup>13</sup> dokumentiert diese Überzeugung. "Der Dienst" des Menschen an der "Göttin der Harmonie" ist für Hölderlin immer auch "der Warheit hohes Priestertum",

---

13 StA Bd. 1,1, S. 130-134; die Hymne wurde spätestens in der ersten Hälfte des Jahres 1791 abgeschlossen.

damit Teil des Kampfes gegen die Mißstände veralteter Institutionen:

"Nieder, nieder mit verjährtem Wahne!  
 Stolzer Lüge Fluch und Untergang,  
 Ruhm der Weisheit unbeflecker Fahne,  
 Den Gerechten Ruhm und Siegesgesang!"

So kann ein Zustand verwirklicht werden, in dem "Warheit" an die Stelle von "Trug" und "Lüge" tritt, Hölderlin sieht eine Welt kommen, in der die der Harmonie geweihten Menschen sagen können: "unsrer Wünsche Kampf ist ausgerungen".

Auch die erste "Hymne an die Freiheit"<sup>14</sup> zeugt von dieser harmonisch-optimistischen Geschichtssicht. Hölderlin ist überzeugt, daß die Menschheit vor der Vollendung ihrer Geschichte stehe. So schildert er die beginnende "neue Schöpfungstunde", das "freie kommende Jahrhundert":

"Staunend kennt der große Stamm sich wieder,  
 Millionen knüpft der Liebe Band;  
 Glühend steh'n, und stolz, die neuen Brüder,  
 Stehn und dulden für das Vaterland;  
 Wie der Epheu, treu und sanft umwunden,  
 Zu der Eiche stolzen Höh'n hinauf,  
 Schwingen, ewig brüderlich verbunden,  
 Nun am Helden Tausende sich auf."

In der neuen Gemeinschaft können die ‚deutschen‘ Tugenden wiederbelebt werden; die vor allem von Klopstock herrührende Begeisterung Hölderlins für die Werte der vaterländischen Vergangenheit verbindet sich mit dem Freiheitspathos der Revolution:

"Dann am süßen heißerrungen Ziele,  
 Wenn der Erndte großer Tag beginnt,  
 Wenn verödet die Tirannenstühle,  
 Die Tirannenknechte Moder sind,  
 Wenn im Heldenbunde meiner Brüder  
 Deutsches Blut und deutsche Liebe glüht;

---

14 StA Bd. 1,1, S. 139-142; die Hymne entstand Ende 1790/ Anfang 1791.

Dann, o Himmelstochter! sing' ich wieder,  
Singe sterbend dir das letzte Lied."

Auffällig ist nun, daß die revolutionäre Aussage der Hymne mit einer harmonisch-evolutionären Auffassung vom geschichtlichen Werden verbunden ist. Die Bildlichkeit, die den historischen Ablauf beschreibt, entstammt dem Bereich des organischen Wachstums: "Schon beginnt die neue Schöpfungstunde, / Schon entkeimt die seegenschwang're Saat". Sprunghafte Veränderungen, wie den Aufruhr der "Elemente", die das "Paradies" erbeben lassen, fürchtet Hölderlin als Einbruch in die organische Entwicklung, ist er doch der Meinung, die Erneuerung der Menschheit werde sich ohne gewaltsame Prozesse vollziehen. Diese unvermittelte Verbindung revolutionärer Ziele mit evolutionären Vorstellungen hinterläßt einen widersprüchlichen Eindruck.

In der zweiten Gruppe der Tübinger Hymnen zeichnet sich eine andere Sicht des zeitgeschichtlichen Geschehens ab. Grund ist einmal die schärfere Ablehnung des Tübinger Stifts durch Hölderlin. Nach jahrelanger Vorbereitung wurden dort im Sommer 1793 die Neuen Statuten verkündet. Sie bedeuteten eine strengere Ordnung des Stiftsbetriebs durch den Herzog und damit einen Sieg der konservativen, repressiven Bestrebungen in Württemberg. Der Dichter reagierte mit äußerster Empörung. Zum anderen erfuhr Hölderlin die Französische Revolution - wie viele deutsche Beobachter - zunehmend als komplexes, ja problematisches Geschehen. Als sich in Frankreich nach dem Fluchtversuch Ludwigs XVI. im Juni 1791 die revolutionären Gruppen stärker voneinander abgrenzten und sich bekämpften, als sich gleichzeitig der Widerstand der europäischen Monarchen gegen die Revolution formierte, erschien die Verwirklichung der Ideale von 1789 nicht mehr als gewiß und naheliegend.

Unter diesen Umständen begann sich Hölderlins Denken zu wandeln. Das zeigt sich vor allem in der zweiten "Hymne an

die Freiheit"<sup>15</sup>. Von der Überzeugung, daß eine "neue Schöpfungsstunde" bevorstehe, ist Hölderlin auch in dieser Hymne durchdrungen. Deshalb entwirft er das Bild einer befreiten Gesellschaft, in der auch dem am härtesten gedrückten Stand, den Bauern, Gerechtigkeit widerfährt:

"Aus der guten Götter Schoose regnet  
Trägern Stolze nimmermehr Gewinn,  
Ceres heilige Gefilde segnet  
Freundlicher die braune Schnitterin,  
Lauter tönt am heißen Rebenhügel,  
Muthiger des Winzers Jubelruf,  
Unentheilig von der Sorge Flügel  
Blüht und lächelt, was die Freude schuf."

Hölderlin, dessen Bild der neuen Gemeinschaft oft abstrakt bleibt, formuliert hier ein konkretes Ziel. Es geht ihm um eine Gesellschaft, in der die Mehrheit nicht länger durch eine privilegierte Minderheit ausgebeutet wird.

Das Streben nach Neuerung bleibt also, es wird aber nun mit einem Gedanken verbunden, der für Hölderlin grundlegende Bedeutung gewinnen sollte. An die Stelle der Überzeugung von einer harmonischen Entwicklung tritt die Auffassung, daß eine bessere Zukunft sich nur aus einem chaotischen Prozeß heraus entwickeln könne:

"Was zum Raube sich die Zeit erkohren,  
Morgen steht's in neuer Blüthe da;  
Aus Zerstörung wird der Lenz gebohren,  
Aus den Fluthen stieg Urania;  
Wenn ihr Haupt die blaiichen Sterne neigen,  
Stralt Hyperion im Heldenlauf -  
Modert, Knechte! freie Tage steigen  
Lächelnd über euern Gräbern auf."

---

15 StA Bd. 1,1, S. 157-161; aus einem Brief Hölderlins an Christian Ludwig Neuffer, der nach Mitte April 1792 geschrieben wurde, geht hervor, daß die Hymne zu diesem Zeitpunkt bereits vorlag.

Die "Zerstörung" also führt nicht zur Vernichtung, sondern sie kann zur Vorstufe anderer, besserer Entwicklungsformen werden. Auf diesem gedanklichen Grund erwächst Hölderlin hier neue Gewißheit, er bewältigt das Geschehen der Revolution: Die Vernichtung des Alten ist, auch wenn sie in teilweise chaotischer Form verläuft, die Vorbedingung für das Kommende. Die Ideale, die Hölderlin seit 1789 mit seiner Überzeugung vom harmonisch verlaufenden geschichtlichen Aufbruch verband, bleiben gültig, ihre Bejahung resultiert nun aber aus dem Versuch, vielschichtige, komplexe Wirklichkeitsstrukturen zu verarbeiten. Dieser Versuch bleibt noch unsicher, tastend, wird sich aber fortsetzen. Dieser Versuch bedingt auch elegische Töne, der einzelne mag in einer unübersichtlichen historischen Situation bisweilen glauben, er werde die Verwirklichung seiner Ziele nicht mehr erleben. Am Entstehen der "neuen Blüthe" kann es dennoch, so meint Hölderlin hier, keinen Zweifel geben, das Chaos ist nur ein Augenblick im Werden des Neuen.

\*

Die menschliche und gesellschaftliche Harmonie erfuhr Hölderlin stets im idealisierten Griechenland, wie es Winckelmann die Zeitgenossen zu sehen gelehrt hatte. Hier, in rückerinnernder Aktualisierung der Antike, fand Hölderlin immer wieder einen Orientierungspunkt, bis hin zu den späten Gedichten, in denen die Sehnsucht nach Griechenland zum Ausdruck kommt (vgl. etwa "Archipelagus", "Mnemosyne", "Patmos"). In der ersten Zeit nach 1789 glaubte Hölderlin, die verlorene Harmonie könne bald wiederhergestellt werden. Zunehmend mußte er sich dann aber bemühen, auch das seinen Idealen Widersprechende in sein Denken einzubeziehen. In Hölderlins lyrischem Schaffen ist deshalb nach seinem Weggang aus Tübingen Ende 1793 ein Umbruch festzustellen. In den Tübinger Hymnen zeigt sich - wie eben betont - bereits der Ansatz zu einem neuen, kritischeren Verständnis der Realität. Grundton bleibt jedoch die

---

hymnische Begeisterung für die Ideale, die sich zu verwirklichen schienen. Eben diese Begeisterung wurde Hölderlin nun in der alten Form unhaltbar.

Der Dichter selbst legte sich über seine Entwicklung Rechenschaft ab. Indem er, in der Folge seiner philosophischen Studien in Waltershausen und Jena, an Fichte die Setzung der Objektivität aus dem Subjekt kritisiert, so in einem Brief an Hegel vom 26. Januar 1795, kritisiert er zugleich die Darstellung der Welt und der geschichtlichen Ereignisse in den frühen Hymnen, in denen er seine Ideale mehr oder weniger unreflektiert auf die Realität projizierte. In die gleiche Richtung deutet Hölderlins Äußerung in einem Brief an seinen Freund Christian Ludwig Neuffer vom April 1794: "Übrigens komm' ich jetzt so ziemlich von der Region des Abstracten zurück, in die ich mich mit meinem ganzen Wesen verloren hatte."

So bemühte sich Hölderlin um ein anderes Verhältnis zur Wirklichkeit und erschloß sich neue dichterische Formen. Vielfältige und oft schmerzliche Erfahrungen sind die Ursache dieser Entwicklung; sie seien kurz skizziert. Der berufliche Weg führte Hölderlin nach dem Ende des Studiums in neue Abhängigkeiten. Über eine Hofmeisterstelle in Waltershausen bei Charlotte von Kalb kam er Anfang 1796 nach Frankfurt a. M. Dort erlebte Hölderlin, dessen Liebe zu Susanne Gontard, der Frau seines Arbeitgebers, scheitern mußte, daß die Unterdrückungsmechanismen der "republikanischen" Reichsstadt nicht viel weniger lastend waren als die des herzoglich regierten Württembergs.<sup>16</sup> Auch nach der Frankfurter Zeit fand Hölderlin nicht zur Ruhe. Ob in Homburg vor der Höhe von 1798 bis 1800 und nochmals von 1804 bis 1806, ob in der Heimat, ob im schweizerischen

---

16 Am 3. Juli 1799 schrieb Hölderlin an Neuffer, daß "die republikanische Form in unsern Reichstädten todt und sinnlos geworden ist, weil die Menschen nicht so sind, daß sie ihrer bedürften, um wenig zu sagen".

Hauptwil im Jahr 1801 oder in Bordeaux 1802: Hölderlin blieb wurzellos, wurde immer wieder enttäuscht.

Auch das zeitgeschichtliche Geschehen wirkte auf Hölderlin ernüchternd. Es wurde bereits betont, daß sich ihm die Französische Revolution schon in Tübingen nicht mehr nur als unproblematischer Aufbruch in eine bessere Welt darstellte. Immer klarer trat in der Folge hervor, daß für die Revolution Gewalt "die Quelle der kollektiven Kraft" war. Diese Erkenntnis, die zur zentralen These eines neueren, der Französischen Revolution gegenüber sehr kritisch eingestellten Buches wurde<sup>17</sup>, mußte die zeitgenössischen deutschen Beobachter zutiefst erschüttern. So lehnte auch Hölderlin die jakobinische Phase der Revolution ab, insbesondere den Terror.<sup>18</sup> Auch die Kräfte, die nach Robespierres Sturz Mitte 1794 das Schicksal Frankreichs bestimmten, boten ein negatives Bild.

Im Innern der Republik kämpfte das Direktorialsystem, selbst korrupt und brüchig, gegen Royalisten und gegen die jakobinische Opposition, während die sozialen Gegensätze sich verschärften. Die französischen Armeen betrogen sich indessen in den umkämpften Teilen Deutschlands nicht besser als die Truppen der Monarchen.

Ein besonders wichtiges Kriterium für die Beurteilung der Französischen Revolution mußte für Hölderlin die Unterstützung der oppositionellen Kräfte in Deutschland sein. Nach manchen Enttäuschungen erkannte er gegen Ende der neunziger Jahre immer deutlicher, daß die deutschen Anhänger einer demokratischen Veränderung von den Franzosen keine Hilfe erwarten konnten. Das zeigte sich besonders in

---

17 Vgl. Simon Schama: Der zaudernde Citoyen. Rückschritt und Fortschritt in der Französischen Revolution, München 1989, S. 453 u.ö.

18 Zu Hölderlins Auffassungen vgl. Christoph Prignitz: Friedrich Hölderlin. Die Entwicklung seines politischen Denkens unter dem Einfluß der Französischen Revolution, Diss., Hamburg 1976.

---

Hölderlins Heimat Württemberg, wo die Lage zunehmend vom Gegensatz zwischen den Ständen und dem Herzog geprägt war. Hölderlin sympathisierte mit den Zielen der württembergischen Reformbewegung, die sich in der Vorbereitungszeit der Ständeversammlung bildete, des Landtags, der im März 1797 zusammentrat. Eine Fülle sogenannter Landtagsschriften erschien, von denen Hölderlin einiges kannte. Darüber hinaus kam er durch seinen Freund Isaac von Sinclair in Frankfurt, besonders aber Ende 1798 auf dem Rastatter Kongreß und in Homburg mit süddeutschen Republikanern und Vertretern der württembergischen Stände in persönlichen Kontakt. Das Zusammensein mit diesen Männern gab Hölderlin noch einmal das Gefühl, einen realen Ansatzpunkt für die Verwirklichung seiner Ideale gefunden zu haben. Bald allerdings stellte sich die Realität ganz anders dar. Als Friedrich II. Ende 1797 die Regierung übernahm, erwuchs der württembergischen Landschaft in diesem absolutistischen Herrscher ein unerbittlicher Gegner. Entscheidend war letztlich, wer auf die Unterstützung der immer mächtiger werdenden Franzosen bauen konnte. Und hier zeigte sich zunehmend, daß die Franzosen machtpolitisch taktierten. Vor allem Bonaparte, den Hölderlin mit Ausdrücken höchster Bewunderung besungen hatte<sup>19</sup>, war trotz einiger Schwankungen viel eher geneigt, sich auf die Seite des württembergischen Herzogs zu stellen, als mit der ständischen Vertretung zu paktieren. Am Ende dieser Entwicklungen wurde Württemberg am 1. Januar 1806 schließlich zum Königreich proklamiert, in dem nur noch der Wille des Monarchen galt.

Noch bis in die Frankfurter Zeit hat Hölderlin Reimhymnen geschrieben, etwa die verschiedenen Fassungen der Hymne

---

19 Vgl. "Buonaparte", StA Bd. 1,1, S. 239, Ende 1797 entstanden. Noch vor der Jahrhundertwende, frühestens Ende 1797 entwarf Hölderlin ein weiteres preisendes Gedicht auf Bonaparte, den Hymnus "Dem Allbekannten", StA Bd. 2,1, S. 201.

"Diotima". Aber wie hätte er angesichts der eben geschilderten Erfahrungen den enthusiastischen Grundton der frühen Hymnen fortsetzen können? Hölderlin versuchte sich in anderen Formen: in Distichen, dem Blankvers, der Hexameterhymne. In Frankfurt endlich schrieb er eine Reihe kurzer Oden, die zur Grundlage seiner reifen Odendichtung werden sollten. Oden erschienen schon im Jugendwerk Hölderlins, aber eine eigenständige Ausprägung gelang erst jetzt. Wichtige Aussagen formulierte Hölderlin nun in dieser Form, später wird davon noch die Rede sein. Anders als Klopstock beschränkte sich Hölderlin auf die alkäische und die asklepiadeische Strophe, die sapphische verwendete er nur einmal. Zwei weitere Phasen sind im Odenwerk festzustellen. Die erste fällt in den Sommer 1800: Hölderlin, damals in Stuttgart, arbeitete einige der Kurzozen zu längeren Gedichten um. Die zweite zählt zum Spätwerk. Unter den von Hölderlin im Dezember 1803 in einem Brief an den Verleger Friedrich Wilmans genannten "Nachtgesängen" sind drei Oden, die Gedichte aus dem Jahr 1801 neu gestalten.

Auch andere Inhalte finden sich nach der Tübinger Zeit in Hölderlins Lyrik. Zunächst ist in diesem Zusammenhang noch einmal eine Reimhymne zu nennen: "Das Schicksaal"<sup>20</sup>, Ende 1793 konzipiert. Hier verstärkt Hölderlin Ansätze, die schon in der zweiten "Hymne an die Freiheit" spürbar sind. Im Gedicht "Das Schicksaal" werden nun nicht mehr, wie es in vielen Tübinger Hymnen der Fall war, wesenhaft gedachte Ideale besungen, sondern der Blick ist auf den strebenden, kämpfenden Menschen gerichtet. Er, der nicht mehr in der Unschuld des "Paradieses" lebt, unterliegt dem Zwang des "Schicksaals", der "Noth". Diese "Noth", führt die Hymne aus, ist die Voraussetzung jeder Entwicklung zum Besseren: Unter ihrem Gesetz steht die "Menschlichkeit", steht der Bund der "Dioskuren" mit seinem Streben nach der im "Streit"

---

20 StA Bd. 1,1, S. 184-186.

errungenen "Unsterblichkeit", überhaupt jedes heroische Wollen. Die beiden abschließenden Strophen formulieren ein Bekenntnis zu dem Lebensgesetz von "Kampf und Schmerz", das bei "kargem Glücke" doch "der Tugend Siegeslust" vermitteln kann. Der Mensch, der in dieser Weise sein Leben bewältigt, erfährt in Hölderlins Augen Höchstes, erhebt sich "bis an der Sonnen lezte".

Diese Gedanken halfen Hölderlin, die zeitgeschichtlichen Ereignisse dichterisch zu bewältigen. Das sei an zwei lyrischen Texten gezeigt. In dem 1797 entstandenen hexametrischen Gedicht "Die Musse"<sup>21</sup> erwähnt Hölderlin die idyllische Natur, darauf die Welt der Berge, die heroische Natur, um sich schließlich dem menschlichen Bereich, den friedlichen Städten und Dörfern zuzuwenden. Der Anblick dieser Wohnstätten ruft das Bild vom "Geist der Unruh" hervor. Er traf "die zerbrochenen Säulen / Und die Tempelthore". Dennoch betont Hölderlin, daß der "Geist der Unruh"

"(...) in der ewigen Ordnung  
Niemals irre dich macht, auf der Tafel deiner Geseze  
Keine Sylbe verwischt, der auch dein Sohn, o Natur, ist  
Mit dem Geiste der Ruh' aus Einem Schosse geboren. -"

Das Prinzip der Unruhe, der Zerstörung ist für Hölderlin mit dem entgegengesetzten Prinzip, dem "Geiste der Ruh'" Teil eines größeren, höheren Ganzen. Der "Geist der Unruh" wird als sinnhaftig erkannt.

In dem Fragment "Die Völker schwiegen, schlummerten..."<sup>22</sup> hat Hölderlin 1797 oder 1798 noch einmal zur Französischen

---

21 StA Bd. 1,1, S. 236f.

22 StA Bd. 1,1, S. 238. Abweichend von Beißner, der das Gedicht in den Herbst 1797 setzt (StA Bd. 1,2, S. 550), sieht Werner Kirchner (Hölderlins Entwurf "Die Völker schwiegen, schlummerten" und die Ode "Der Frieden", in: W.K.: Hölderlin. Aufsätze zu seiner Homburger Zeit, Göttingen 1967, S. 7-33, hier S. 14ff.) das Fragment im Zusammenhang mit Hölderlins Rastatter Erlebnissen, datiert es also erst Ende 1798.

Revolution lyrisch Stellung genommen. Der zumeist in Blankversen von dramatischer Wucht geschriebene Entwurf beginnt mit den Worten:

"Die Völker schwiegen, schlummerten, da sahe  
Das Schiksaal, daß sie nicht entschliefen und es kam  
Der unerbittliche, der furchtbare  
Sohn der Natur, der alte Geist der Unruh."

Die Erstarrung der vorrevolutionären Zeit wird vom "Schiksaal" gelöst, indem der "Geist der Unruh", der auch hier wieder als "Sohn der Natur" verstanden wird, mit vernichtender Gewalt in das menschliche Leben einbricht. Der Bezug dieser Zeilen auf das militärische Geschehen wird ganz deutlich, wenn Hölderlin von der "ungeheuren Wahlstatt" spricht,

"Wo von dem blauen Rheine bis zur Tyber  
Die unaufhaltsame die jahrelange Schlacht  
In wilder Ordnung sich umherbewegte."

Hölderlin meint die militärischen Ereignisse des Jahres 1797, als sich der Krieg von der Rheinfront bis nach Italien erstreckte, wo Bonaparte seine ersten großen Erfolge errang.<sup>23</sup> In diesem Geschehen nun sieht Hölderlin eine "wilde Ordnung" walten, trotz des chaotischen Moments ist für ihn eine ordnenden Kraft zu spüren; so kann er von einem "kühnen Spiel" des "Schiksaals" sprechen, in dem sich entscheidende geschichtliche Prozesse vollziehen.<sup>24</sup>

Hölderlins Denken war, was schon eingangs betont wurde, an der Reinheit und den ihr entsprechenden Idealen orientiert. Zunehmend bemühte er sich dann, auch das Unreine, Problematische einzubeziehen, er versöhnte dichterisch das

---

23 Daß Hölderlin vom Ersten Koalitionskrieg spricht, der 1797 fünf Jahre dauerte, geht auch aus einer Lesart hervor: "(Fünf Sommer leuchtete das große Leben / Ein unaufhörlich Wetter unter uns)", StA Bd. 1,2, S. 550.

24 Werner Kirchner hat überzeugend darlegen können, daß Hölderlin bis in den Herbst 1799 hinein diese Haltung bewahrte; vgl. Kirchner (wie Anm. 22), S. 23ff. zur Ode "Der Frieden" (StA Bd. 2,1, S. 6-8).

Ideal mit der Wirklichkeit. Die mehr oder weniger uneingeschränkte hymnische Begeisterung der Tübinger Jahre schwand, es blieb dennoch Vertrauen in die Zukunft. So konnte sich Hölderlin den Ereignissen seiner Epoche stellen, sich zum Zeitgeist bekennen: "im Ganzen und Großen ist alles gut"<sup>25</sup>. Hölderlin rang sich damit zu einer Haltung durch, die mit der des deutschen Demokraten Georg Friedrich Rebmann vergleichbar ist, der angesichts der Realität im Frankreich der Direktorialzeit dennoch nicht das Vertrauen in seine Ideale verlor: "Aber nur Mut! Luthers heiliger Schatten ruft uns zu: ‚Ein feste Burg ist unser Gott‘ und ermahnt uns, nicht zu zagen, wenn die Wogen gegen einen Felsen toben, den nichts erschüttern kann."<sup>26</sup>

\*

Die politische und gesellschaftliche Entwicklung Frankreichs forderte aber noch andere Antworten. Wichtige Informationen aus dem Paris der Direktorialzeit erhielt Hölderlin von Johann Gottfried Ebel, der über die dortigen Verhältnisse wenig Gutes zu berichten wußte. Am 10. Januar 1797 antwortete der Dichter auf Ebels Nachrichten. Das "menschliche Chaos", so führt Hölderlin hier aus, habe für ihn auch angesichts der innenpolitischen Wirren in Frankreich einen tiefen geschichtlichen Sinn:

"Und was das Allgemeine betrifft, so hab' ich Einen  
Trost, daß nemlich jede Gährung und Auflösung ent-  
weder zur Vernichtung oder zu neuer Organisation  
nothwendig führen muß. Aber Vernichtung giebt's

---

25 Vgl. den Brief Hölderlins an seinen Bruder vom 4. Juni 1799. Diesen universalen Optimismus belegen auch die folgenden Äußerungen: "Patmos" (StA Bd. 2,1, S. 165-172, V.88): "Denn alles ist gut"; "An die Madonna" (StA Bd. 2,1, S. 211-216, V. 84): "Nichts ists, das Böse".

26 Georg Friedrich Rebmann: Holland und Frankreich in Briefen geschrieben auf einer Reise von der Niederelbe nach Paris im Jahr 1796 und dem fünften der französischen Republik, hrsg. v. Hedwig Voegt, Berlin 1981, S. 212.

nicht, also muß die Jugend der Welt aus unserer Verwesung wieder kehren."

Auf dieser Grundlage formuliert Hölderlin seine Hoffnung für die weitere Entwicklung:

"Ich glaube an eine künftige Revolution der Gesinnungen und Vorstellungsarten, die alles bisherige schamroth machen wird. Und dazu kann Deutschland vielleicht sehr viel beitragen. Je stiller ein Staat aufwächst, um so herrlicher wird er, wenn er zur Reife kömmt. Deutschland ist still, bescheiden, es wird viel gedacht, viel gearbeitet, und große Bewegungen sind in den Herzen der Jugend, ohne daß sie in Phrasen übergehen wie sonstwo. Viel Bildung, und noch unendlich mehr! bildsamer Stoff! - Gutmütigkeit und Fleiß, Kindheit des Herzens und Männlichkeit des Geistes sind die Elemente, woraus ein vortreffliches Volk sich bildet. Wo findet man das mehr, als unter den Deutschen?"

Bedeutsam ist Hölderlins Bekenntnis zum Sinn der politischen Entwicklung in Frankreich, die Ebel ihm geschildert hatte, bedeutsam ist aber auch, daß nun der Gedanke an das eigene Vaterland stark hervortreten beginnt. Im "Hyperion" hatte Hölderlin dargestellt, daß Athen sich durch sein ungestörtes Reifen zu seiner einzigartigen Größe entwickeln konnte<sup>27</sup> - "still, bescheiden" wirkt auch Deutschland, und gerade das wird Hölderlin zur Gewähr für die Zukunft des Vaterlands. Aus dem Chaos der Gegenwart kann nur eine "Revolution der Gesinnungen und Vorstellungsarten" herausführen, die in den Augen Hölderlins die Aufgabe Deutschlands ist.

Ein weiterer Brief Hölderlins an Ebel ist erhalten. Wohl im November 1799 stellt sich für Hölderlin das revolutionäre Geschehen als "mächtiges Schiksaal" im Zeichen einer "alles beherrschenden Noth" dar. Er muß erkennen, daß "manche große reine Formen", die Ideale der Revolution, in der Rea-

---

27 Vgl. die Ausführungen im "Hyperion", StA Bd. 3, S. 77ff.

lität wenig greifbare Verbesserungen bewirkt haben. Es ist verständlich, daß Hölderlin erwägt, die Entwicklung in Frankreich könne letztlich "tragisch und tödtlich enden". Angesichts dieser Situation richten sich seine Erwartungen auf eine bessere Zukunft, er spricht von der "anderen Hofnung" auf "die neue Generation".

Damit sind entscheidende Grundlagen für die späte Lyrik Hölderlins gelegt. Von der spätesten Dichtung, den etwa 50 erhaltenen Texten aus der Zeit nach 1806, soll hier nicht die Rede sein. Meist jambisch und gereimt, meiden sie - wie auch die Briefe aus diesen Jahren - jede emotionale Bewegung. Vorher aber hat sich Hölderlin tief bewegt dem "Zeitgeist"<sup>28</sup> gestellt, er hat seine Ideale, allerdings übertragen auf die "neue Generation", bewahrt, hat sich von der Wirklichkeit Frankreichs distanziert und sich der Aufgabe Deutschlands zugewendet.

An dieser Stelle sei ein Wort zur Situation der Hölderlin-Philologie eingefügt. Viele Gedichte, vor allem die der Spätzeit, die den Gipfel des lyrischen Werks darstellen, sind nur in sehr schwer lesbaren Handschriften erhalten, da Hölderlin bedeutende Texte nicht selbst zum Druck bringen konnte. Schichtungen, Korrekturen, Verwerfungen, Einschübe, Streichungen prägen die Manuskripte. Für die Herausgeber stellen sich hier große, oft fast unlösbare Probleme. Wesentlich sind heute die folgenden Editionen. Da ist einmal die Große Stuttgarter Ausgabe, die 1943 zu erscheinen anfang und erst 1985 abgeschlossen werden konnte. In 8 Bänden, die sich in 15 Teilbände gliedern, haben Friedrich Beißner und Adolf Beck eine monumentale Ausgabe geschaffen, die Grundlage aller weiteren Bemühungen war und sein wird. Hier wurden von Beißner erstmals alle Entstehungsstufen der Texte dokumentiert. Ergänzt wird dieses Unternehmen durch die Kleine Stuttgarter Ausgabe, die keine Lesarten bringt und

---

28 Vgl. die Ode "Der Zeitgeist", StA Bd. 1,1, S. 300, Mitte 1799 entstanden.

die Schreibweise Hölderlins dem modernen Gebrauch angleicht. Damit entstand eine Leseausgabe für breitere Kreise. Seit 1975 erscheint die von Dietrich Eberhard Sattler und seinen Mitarbeitern betreute Frankfurter Ausgabe, die einmal 20 Bände umfassen soll. Diese Edition bedient sich eines textgenetischen Verfahrens: Sie orientiert sich am Schaffensprozeß Hölderlins und - anders als die Stuttgarter Ausgabe - nicht an der scheinbar fertigen, in ‚ Fassungen‘ vorliegenden Gestalt seiner Werke. Um die Textentstehung offenzulegen und überprüfbar zu machen, bringt die Frankfurter Ausgabe neben dem Faksimile der Manuskripte eine typographisch differenzierte Umschrift vom ersten Entwurf bis zum letzten Stand der Bearbeitung. Dadurch kann sich der Leser jedem einzelnen Wort Hölderlins nähern, das in keine endgültige Gestalt gefaßte Werk wird als unabgeschlossenes Zeugnis der dichterischen Anstrengung sichtbar.

1989 kam dann eine weitere Ausgabe hinzu: Dietrich Uffhausens großformatiger Band "Friedrich Hölderlin. ‚Bevestigter Gesang“, in dessen Zentrum die Homburger Spätdichtung aus den Jahren 1804 bis 1806 steht. Selbstbewußt meint Uffhausen, "erst von der vorliegenden Ausgabe läßt sich sagen, daß sie tatsächlich ‚Herz, Kern und Gipfel des Hölderlinischen Werkes, das eigentliche Vermächtnis‘ enthält" (S. IX). Der Herausgeber plädiert dafür, die Texte bis 1806 nicht mit dem Argument abzuwerten, sie seien von der kommenden, ausbrechenden Krankheit des Dichters gezeichnet, sie vielmehr als ernstzunehmenden, interpretierbaren Teil, ja als in der Tradition Pindars stehenden, einem "kalkulablen Gesez" folgenden Höhepunkt des Hölderlinischen Schaffens zu begreifen. Uffhausen stützt sich auf die Handschriften des Homburger Foliohefts, das den Hauptteil der hymnischen Spätdichtung enthält und bereits 1986 als Supplement zur Frankfurter Ausgabe in Faksimile und Umschrift erschien, aber ohne Textkonstitution. Uffhausen hebt

---

die Trennung zwischen Lesetext und kritischem Lesarten-Apparat auf, er bietet einen mehrdimensionalen Lesetext. Typographisch wird die Grundschrift der Werke herausgestellt, auf der die weitere Textentwicklung meist beruht. Uffhausen spricht von der ‚Unzulänglichkeit‘ seiner Vorgänger. Da aber vieles bei ihm hypothetisch ist, auf Interpretationen über "das quasi-dokumentarische Verfahren hinaus" (S.XXV) beruht, sind Kontroversen um seine editorische Praxis schon jetzt abzusehen.<sup>29</sup> Es bedarf noch genauer Nachforschungen, ob die Konstruktion der Gedichte, die Uffhausen vornimmt, auch ob die Gesamtkonzeption, die er im Homburger Folioheft entdeckt zu haben glaubt, haltbar ist.

Die Hölderlin-Philologie ist also in Bewegung, endgültige Ergebnisse sind noch nicht erreicht. Vor allem aber bleibt es eine wichtige, in meinen Augen die wichtigste Aufgabe, auch dem Leser die Werke Hölderlins nahezubringen, der sich auf eine derart detaillierte Arbeit an Hölderlins Wort, wie sie die Frankfurter Ausgabe und Uffhausen fordern, nicht einlassen kann oder will. Hier ist die Kleine Stuttgarter Ausgabe immer noch unentbehrlich.

Doch zurück zum Vaterlandsgedanken bei Hölderlin. Von seiner Bedeutung für die Dichtung handelt der 1801 entstandene Entwurf "Deutscher Gesang"<sup>30</sup>. Hier heißt es programmatisch:

"So krönet, daß er schauernd es fühlt  
Ein Seegen das Haupt des Sängers,  
Wenn dich, der du  
Um deiner Schöne willen, bis heute,  
Nahmlos geblieben o göttlichster!

---

29 Den Hölderlin-Text "Das Nächste Beste" (nun S. 144ff.) hat Uffhausen bereits in der Germanisch-romanischen Monatsschrift (N.F. 36 (=67), 1986, 2, S. 129 ff.) behandelt. Das hat dann zu einer bitteren Kritik von Michael Jakob in derselben Zeitschrift geführt (N.F. 37 (=68), 1987, 3, S. 320ff.).

30 StA Bd. 2,1, S. 202f.

O guter Geist des Vaterlands  
Sein Wort im Liede dich nennet."

Ende 1799 schrieb Hölderlin die Ode "Gesang des Deutschen"<sup>31</sup>. Deutschland erscheint hier als "heilig Herz der Völker"<sup>32</sup>. Ist das Vaterland des Dichters auch noch "allverkannt", ist die Ode doch von der Hoffnung getragen, Deutschland werde seine Mission erfüllen; im Mittelpunkt stehen daher seine Größe und Entwicklungsmöglichkeiten. Nicht mehr Frankreich, Deutschland, so wird deutlich, ist für Hölderlin die entscheidende geschichtliche Macht: "Nun! sei begrüßt in deinem Adel, mein Vaterland, / Mit neuem Nahmen, reifste Frucht der Zeit!"

Ganz ähnlich ist der Gehalt der Ode "An die Deutschen"<sup>33</sup>, die wohl um die Jahrhundertwende entstand. Hier nimmt Hölderlin das Thema der Frankfurter Kurzode gleichen Titels<sup>34</sup> wieder auf. Die epigrammatische Ode entstand bereits 1798 und zeigt, daß sich die Wendung zum Vaterländischen nicht abrupt vollzog; erst um 1800 jedoch behandelte Hölderlin das Thema vertiefend. Der Charakter der Deutschen wird hier als "thatenarm und gedankenvoll" bezeichnet, Deutschland wurde noch im geschichtlichen Leben nicht wirksam, hat aber in der Zukunft bedeutsame Möglichkeiten. Die Hoffnung Hölderlins zielt dahin, daß, diesen Möglichkeiten entsprechend und sie realisierend, die "That" folgen möge. Es geht ihm um eine "That", die als "geistig und reif" bezeichnet werden kann. Ein solches Handeln wird in der Sicht Hölderlins von Deutschland ausgehen und die Geschehnisse der Französischen Revolution auf höherer Stufe fortsetzen. Die ganze Ode ist von der Spannung zwischen Erwartung und Verzagen, daß das Erwartete sich zur eigenen

---

31 StA Bd. 2,1, S. 3-5.

32 Parallelen führt Beißner StA Bd. 2,2, S. 389 an.

33 StA Bd. 2,1, S. 9-11.

34 StA Bd. 1,1, S. 256.

---

Zeit nicht mehr erfüllen werde, geprägt. Dennoch sollte der Schluß der unvollendeten Ode, wie die Lesarten zeigen<sup>35</sup>, Zuversicht und Gewißheit aussprechen, die vaterländischen Hoffnungen würden sich erfüllen.

Die Vaterländischen Gesänge, eine Bezeichnung Hölderlins<sup>36</sup>, die sich seit der Stuttgarter Ausgabe für die späten Hymnen eingebürgert hat, sprechen von dieser Hoffnung. Schon der junge Hölderlin hatte die nationale Vergangenheit als Vorbild beschworen; das setzt sich nun auf höherer Ebene fort, denn der Dichter will beginnen, "vaterländisch und natürlich, eigentlich originell zu singen"<sup>37</sup>. Damit bricht Hölderlin ganz bewußt mit der Erlebnislyrik, er hebt die Bewältigung der zeitgeschichtlichen Wirklichkeit und eigener Erfahrungen auf in einer Dichtung, die auf überpersönliche, eben: vaterländische Ideale gerichtet ist. "Übrigens sind Liebeslieder immer müder Flug", heißt es in einem Brief an den Verleger Friedrich Wilmans, "ein anders ist das hohe und reine Frohloken vaterländischer Gesänge"<sup>38</sup>.

Diese Gesänge, freie Rhythmen, wie sie Goethe und Klopstock in Anlehnung an Pindar in die deutsche Literatur einführten, sind zwar nicht die einzige Dichtungsform im Spätwerk Hölderlins: Sie stehen neben den großen Elegien und weiteren Formen, etwa dem Hexameterhymnus "Der Archipelagus". Da die Thematik des Vaterländischen bei Hölderlin seit 1800 immer stärker hervortritt - sie beeinflusst auch Elegien wie "Stutgard" und "Heimkunft" - werden die Vaterländischen Gesänge aber zum Zentrum der späten Dichtung. In ihnen deutet Hölderlin die "Zeichen" göttlicher Anwesen-

---

35 Vgl. StA Bd. 2,2, S. 402.

36 Vgl. den Brief an Friedrich Wilmans vom Dezember 1803.

37 Brief an Casimir Ulrich v. Böhlendorff, wahrscheinlich im November 1802.

38 Wie Anm. 36.

heit in der Realität des "Vaterlands": "Der Vater aber liebt, / Der über allem waltet, / Am meisten, daß gepflegt werde / Der veste Buchstab, und bestehendes gut / Gedeutet. Dem folgt deutscher Gesang."<sup>39</sup> Dabei steht Hölderlin unmittelbar in der Nachfolge Klopstocks, dessen Werk auf eine vorgegebene religiöse Wahrheit zielt, die in der Dichtung zur vollen Entfaltung kommt. Gott und Welt sind für Klopstock eng aufeinander bezogen, die Dichter stehen im Rahmen dieses Beziehungsgeflechts als ein "heilig Geschlecht"<sup>40</sup>. Hölderlins Werk ist nicht wie das Klopstocks ausschließlich an das Christentum gebunden, aber auch in Hölderlins Sicht ist das Amt des Poeten Verkündigung, er wird zum vaterländischen Propheten.

Hölderlin selbst veröffentlichte von den 1800/1 bis 1803 entstandenen Gesängen nur "Die Wanderung". Aus seinen Äußerungen gegenüber Friedrich Wilmans, bei dem seine Sophokles-Übersetzungen erschienen, wird aber deutlich, daß er weitere dieser Gesänge herausgeben wollte.

---

39 "Patmos", StA Bd. 2,1, S. 172.

40 Vgl. Gerhard Kaiser: Klopstock. Religion und Dichtung, 2., durchges. Aufl., Kronberg / Ts. 1975, Zitat S. 60.



*Friedrich Gottlieb Klopstock*

So schrieb der Dichter am 8.12.1803 an den Verleger: "Einzelne lyrische größere Gedichte, 3 oder 4 Bogen, so daß jedes besonders gedruckt wird, weil der Inhalt unmittelbar das Vaterland angehn soll oder die Zeit, will ich Ihnen auch noch diesen Winter zuschiken." Die Reinschrift der "Friedensfeier", die im Jahr 1954 aufgefunden wurde, ist die Vorlage für eine der von Hölderlin geplanten Einzelveröffentlichungen; in der Vorbemerkung heißt es: "Der Verfasser gedenkt dem Publikum eine ganze Sammlung von dergleichen Blättern vorzulegen, und dieses soll irgend eine Probe seyn davon." Hölderlin konnte seinen Plan nie realisieren. Erst als die späten Hymnen 1916 durch Norbert von Hellingrath herausgegeben wurden, haben sie den Ruhm des Dichters begründet.

Hier soll nur auf den Gesang "Germanien"<sup>41</sup> eingegangen werden, der, wohl noch 1801 entstanden, die vaterländischen Hoffnungen Hölderlins am deutlichsten ausspricht. Der Dichter redet in diesem Gesang von der Notwendigkeit, sich von den "Götterbildern in dem alten Lande", von den griechischen Göttern, abzuwenden und dafür auf das Schicksal Deutschlands sich zu konzentrieren. Hölderlin ringt darum, die Gegenwart zu begreifen, die ihm voller "Verheißungen" und gleichzeitig auch "drohend" erscheint. Der weltgeschichtliche Prozeß, in den das vaterländische Geschick eingebunden ist, wird in der Gestalt eines "Adlers" dargestellt. Sein Weg beschreibt, wie sich in den verschiedenen Epochen bei einzelnen Völkern der geschichtsbildende Genius jeweils konzentrierte: Die Bahn, die vom "Indus" her kommt, fortsetzend, werden künftig die "vielgearteten Länder" diesseits

---

41 StA Bd. 2,1, S. 149-152.

der Alpen, wird "Germanien" eine weltgeschichtlich tragende Rolle übernehmen.<sup>42</sup>

"Germaniens" Wesen und Aufgabe beschreibt Hölderlin hier wie in den Oden: Deutschland erscheint als "stillste Tochter Gottes", "die zu gern in tiefer Einfalt schweigt", die, "da ein Sturm / Todtdrohend über ihrem Haupt ertönte", als das revolutionäre Chaos herrschte, von diesem Geschehen im Kern unberührt blieb. Diese Unberührtheit wird als Vorbereitung auf künftige Aufgaben gesehen, Hölderlin bezeichnet "Germania" als "Priesterin", der vom Adler zugerufen wird:

"Du bist es, auserwählt,  
Allliebend und ein schweres Glück  
Bist du zu tragen stark geworden".

"Germania" steht in enger Beziehung zum naturhaften Grund des menschlichen und geschichtlichen Seins, sie wird Hölderlin zur "Tochter" "der heiligen Erd", die nun "in der Mitte der Zeit" wirksam wird, im Übergang zwischen Vergangenheit und Aufbruch in die Zukunft. Deshalb klingt der Gesang aus mit einem Bild, das "Germania" in weltgeschichtlich zentraler Rolle zeigt; es ist die Rede von

"(...) deinen Feiertagen  
Germania, wo du Priesterin bist  
Und wehrlos Rath giebst rings  
Den Königen und den Völkern".

In einer Zeit, in der er seine Hoffnungen nicht mehr auf das revolutionäre Frankreich setzte, sah Hölderlin auf Deutschland eine wichtige Mission zukommen. Er übertrug seine Ideale auf das Vaterland, verkannte allerdings seine realen Möglichkeiten und damit auch die Wirklichkeit in Deutschland. Beispiel dafür ist die eben erwähnte Absicht Hölderlins, mit den späten Gedichten, die "besonders gedruckt", also in der

---

42 Diesen weltgeschichtlichen Ablauf stellt Hölderlin auch in "Am Quell der Donau" (StA Bd. 2,1, S. 126-129, V. 35-42) und in dem hymnischen Entwurf "Der Adler" (StA Bd. 2,1, S. 229f., V 1-23) dar.

Form von Flugschriften veröffentlicht werden sollten, die Entwicklung des Vaterlands zu beeinflussen. Trotz dieser Realitätsferne gibt es Verbindungen zwischen Hölderlins vaterländischem Denken und der Besinnung auf nationale Werte, die sich in Deutschland im Vorfeld der Befreiungskriege durchsetzten. Das Ringen um die nationale Identität hatte damals noch, was es schon bald verlieren sollte: kosmopolitische Weite und Offenheit. Hölderlin sprach auch für andere, wenn er die Mission Deutschlands in eine friedliche, übernationale, in seiner Rede: hesperische Entwicklung eingebunden sah - "Germania" gibt "wehrlos Rath" "rings / Den Königen und den Völkern".

Das Verantwortungsbewußtsein des Dichters, der den vaterländischen Entwicklungsprozeß in seinem Werk beschwört und mahnend begleitet, berechtigt Hölderlin zu den Worten:

"und mich leset o  
Ihr Blüten von Deutschland, o mein Herz wird  
Untrügbarer Krystall an dem  
Das Licht sich prüfet (...)"<sup>43</sup>

---

43 Aus dem hymnischen Entwurf "Vom Abgrund nemlich...", StA Bd. 2,1, S. 250f.

**Abbildungsvorlagen**

Hölderlin: Friedrich Hölderlin, Cassel 1853.

Schiller: Friedrich Schiller's sämtliche Werke,  
Bd. 17. Kleinere prosaische Schriften,  
Tl. 1, Wien 1809.

Klopstock: Getuschter Schattenriß.

Alle Vorlagen stammen aus der Sammlung des Verfassers.

*Autor*

**CHRISTOPH PRIGNITZ (1948)**

Dr. phil., tätig am Neuen Gymnasium Oldenburg.  
Studium der Germanistik, Geschichte und Erziehungswissenschaft in Hamburg. Erstes und zweites Staatsexamen in diesen Fächern, Promotion 1976. Seit 1978 in Oldenburg.  
Herausgebertätigkeit, Publikation von Büchern und Aufsätzen zur deutschen Literatur und Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, insbesondere zu Friedrich Hölderlin.